

und deren Mitglieder sich als Träger städtischer Ämter, als erfolgreiche Kaufleute und Handelsunternehmer, großzügige Bauherren und edle Stifter bleibende Verdienste erwarben. Hieronymus war ein Bruder des Balthasar Rüffer, der in Schweinfurt bis zur Würde des Reichsvogtes emporstieg. Er wurde geboren am 9. Februar 1573 zu Würzburg im Hof zum „Lindwurm“ (Ursulinengasse), wohnte in Schweinfurt im Hause Metzgergasse 10 (heute Platz des Farbengeschäftes Lindner), bekam 1595 das Bürgerrecht verliehen und starb am 12. August 1614.

Hieronymus Rüffer hat ein Tagebuch hinterlassen, das über den gewaltsamen Tod seines Dieners folgenden Eintrag enthält: „1609, den 2. April, ist mein frommer, fleißiger Diener Georg Backmund, aus Bütthard gebürtig, im Spessart auf dem Weg nach Frankfurt jämmerlich umgebracht worden“. Wir dürfen Hieronymus Rüffer die Ergriffenheit glauben, die aus der Georg Backmund später gewidmeten steinernen Inschrift spricht; sein Leben und Wirken wie auch das Selbstzeugnis der hinterlassenen Tagebucheinträge lassen ihn als gottesfürchtigen und menschenfreundlichen Mann erkennen, der über Geld und Gut nie des Seelenheils vergaß.

Die Inschrift des Schweinfurter Kreuzes im Spessart hat folgenden Wortlaut:

ANNO DO.
1609
DEN 2. APRIL
IN DIESEM MONAT TAG VND JAHR
ALHIER JEMMERLICH VMBRACHT WAR
GEORG BACKMVNDT MIT GROSER REW
EIN FROMMER VLEISSIGER DIENER TREW
HIERONYMI RUEFFERS GEWIS
VON SCHWEINFVRT HERGERITTEN IS
GOTT GEBE IHM EIN FROLICH VRSTEND
VND BEHVT VOR VNGLVCK BEHEND

Text und fotografische Aufnahme: Oswald Schäfer, Schweinfurt.

Fritz Heeger

„Altvaterbaum“ und „Deyheiche“

Zeugen eines altertümlichen Heilbrauches

Auf einer Wanderfahrt durch den Spessart, die ich vor fünfundvierzig Jahren unternahm, fand ich in der Waldabteilung „Aspenwurzel“ in der Nähe von Frammersbach noch den Rest eines uralten Baumes vor. „Altvaterbaum“ nannte der Volksmund dieses bemooste Waldgeheimnis. Der mythologischen Deutung, die diese Eiche mit dem Allvater Wodan oder Donar in Verbindung brachte, können wir nicht folgen. „Altvater“ ist vielmehr eine volkstümliche Krankheitsbezeichnung für die Auszehrung der kleinen Kinder, die dabei ein greisenhaftes Aussehen bekommen. Dem Ochsenfurter Physicus Johannes Nicolaus Seitz, der 1715 sein Buch „Trost der Armen“ „aus 46jähriger Experiencz und Praxi“ herausgab, ist dieser Ausdruck noch ganz geläufig, wenn er

schreibt: „Das Abnehmen der Kinder/so man gemeinlich den Alt-Vatter nennet/ist/da die Kinder einem toten Gripp (Totengerippe) gleich sehen“. Jacob Grimm kennt den entsprechenden Ausdruck „Elterlein“ für diesen krankhaften Zustand. Der „Altvaterbaum“ war der Heilbaum dieser Kinderkrankheit.



Die Leute, die mir den Weg wiesen, kannten auch noch den geheimnisvollen Heilbrauch, der nächtlicherweile dort geübt wurde; allerdings behaupteten sie, die heutige Generation würde das nicht mehr tun. Der moderige Baumstumpf zeigte ein wagrechtes, durch den ganzen Stamm reichendes Loch, durch das man die kranken Kinder durchzog. Nach dem Bericht des Lehrers Hanns Steigner brachten noch im Jahre 1919 besorgte Eltern aus den umliegenden Dörfern die leidenden Kinder in nächtlicher Stunde zum „Altvaterbaum.“ Die alte Regina, die als „kluge Frau“ auch sonst um Rat und Hilfe angegangen wurde, war die Priesterin dieses uralten Kultes. Die „elenden Würmer“ mußten ungerufen in hellen Mondnächten in den Wald zur Eiche getragen werden. Unter gewissen Segenssprüchen wurden die Kinder dreimal durch die Öffnung des Stammes hindurchgereicht. Schließlich mußte man noch einen Gegenstand, der dem kranken Kind gehörte, sei es ein kleines Spielzeug, ein Strümpflein oder Hemdlein, sei es ein Bildchen beim „Altvaterbaum“ als Opfer zurücklassen. Dann kehrten die heimlichen Waldgänger schweigend und ungerufen, wie sie gekommen waren, wieder in ihr Dorf zurück.

Schon früher hat der Würzburger Volkstumsforscher J. Schmidkontz in den „Mitteilungen und Umfragen zur bayer. Volkskunde“ 1895 auf die „Deyheiche“ bei Kützburg hingewiesen, bei der der gleiche Brauch bezeugt ist. In seinem „Schreibbuch“ erzählt nämlich der Bürger Mich. Kiesel (geb. 1768) fol-

gendes: „Meine Aeltern wußten, daß eine Eiche an der Schanz (Name einer Flurlage mit einer Art Ringwall) stand: diese Eiche wäre vom Boden aus, aus einem Stamm bestanden, alsdann hätte ihr Wuchs zwey Stämme gebildet; weiter aufwärts wieder in einem Stamm vereinigt, in der Mitte blieb eine Öffnung, wo ein Mensch durchkriechen konnte. Wenn Kinder angewachsen waren, so steckte man sie durch, dann heilten sie. Der damalige Pfarrer ließ die heilige, die Wundereiche weghauen. Deyheiche wurde sie wegen Gedeihen benennet. Von vorbeschriebener heiligen Eichen wußten meine Ael(tern) noch da sie stand.“ Kiesel hat uns so nicht nur eine anschauliche Beschreibung des Baumes und des Heilbrauches überliefert, sondern auch den Namen „Deyheiche“ richtig gedeutet. „Kinder sind angewachsen“ ist eine volkstümliche Bezeichnung für die schwere Form der Rhachitis, die mit Veränderungen am Brustkorb und Bronchitis einhergeht; das Volk hat die Vorstellung, daß bei diesem Zustand die Lungenflügel unter sich, mit dem Zwerchfell und mit den „kurzen Rippen“ verwachsen seien.

Die „Deihbäume“ sind mit der Zeit verschwunden. Manchmal erinnert noch ein Flurname an ihr früheres Vorhandensein; so war in Untererthal nach Heinrich Ullrich der Flurname „Dey-Eichen“ 1736 noch bekannt. Manche Ortsbezeichnung „Am hohlen Stein“ deutet auf einen durchlochten Felsen hin, der gelegentlich den gestürzten Deihbaum ersetzen mußte. So berichtet der Gelehrte Paul Hetzner im 17. Jahrhundert von einem hohlen Stein bei Hatzbach in unserem Nachbarland Hessen: „nadelöhr est lapis perforatus in locum arboris olim excavatae“ (Nadelöhr ist ein durchbohrter Stein, der an die Stelle eines einst ausgehöhlten Baumes trat). Von dem alten Heilverfahren weiß er allerdings nichts mehr, sondern meint naiverweise, der Stein solle den Jägern des Waldes als Unterschlupf dienen.

Das Volk aber, das an dem alten Heilbrauch zäh fest hielt, schaffte sich mannigfachen Ersatz für die verschwundenen Deihbäume. Dabei ist bemerkenswert, daß gerade die Eiche, die als Baum von besonderer Lebenskraft und Heiligkeit gilt und von der man annahm, daß sie mit bösen Mächten und Krankheitsdämonen fertig wird, bis in unsere Zeit als Heilbaum berühmt ist. So berichtet der Pfarrer und Senior Andreas Johannes Jäckel zu Neuhaus in den „Abhandlungen der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg“ 1861 ausführlich über ein Heilverfahren bei „Leibschäden“: „Man begibt sich im abnehmenden (!) Mond zu einer jungen Eiche von der Stärke, wie man sie zu Faßreifen verwendet, schlitzt sie in der Mitte auf und schiebt das Kind dreimal i. N. der hl. Dreieinigkeit Gottes etc. durch den Spalt. Alsdann werden die Schnittflächen wieder an einander gebracht, mit Lehm verschmiert und mit einer Weide fest zusammengebunden. Alles muß unbegäckert (unbeschrien) geschehen. Wenn der Schnitt wieder verwachsen ist, soll auch der Schaden geheilt sein. Ich habe in dem Winkler von Mohrenfels'schen Wald Buch bei Höchstädt an der Aisch, dem sog. Bucher Eichwäldchen nicht wenige solcher verletzten Eichenbäumchen gefunden... Im Bayreuthischen, bei Gössenreuth etc. geht der Vater und der Taufpate des Kindes am Charfreitage vor Sonnenaufgang ebenfalls zu einer jungen Eiche, welche aufgespalten wird, und steckt der Vater das Kind durch den Spalt, während es der Taufpate wegnimmt.“

Fast zur gleichen Zeit erwähnt Dr. Flügel, Bezirksarzt in Kirchenlamitz, das gleiche Heilverfahren in seiner Schrift „Volksmedizin und medizinischer Aberglaube im Frankenwald“ 1863: „Zum Vertreiben des angeborenen Bru-

ches wird oft ein lebender Baum gespalten, dann das Kind um Mitternacht durch den Spalt gesteckt, und wenn der Spalt verwachsen ist, so ist der Bruch geheilt (kommt Zeit, kommt Rat!). Man bindet auch an abgelegenen Waldstellen Holz (Bäumchen oder Äste) kreuzweise zusammen, damit es zusammenwache.“

Zu jener Zeit ist das Herstellen künstlicher Deihbäume auch in Unterfranken bezeugt durch den Ochsenfurter Arzt Dr. Gustav Lammert in seinem Buch „Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern“ (Würzburg 1869). Man pflegte hier in der Johannisnacht ein junges Eichbäumchen zu spalten, das bruchleidende Kind den Kopf voran stillschweigend durch den Spalt zu ziehen und den Baum dann wieder zu verbinden. In der Rhön war es damals Sitte, Kinder, die „durch die Glieder zähnen“ (Rhachitis), zwischen zwei starken Baumästen durchzuschieben. In der Gegend von Marktheidenfeld und Miltenberg war dieses Heilverfahren noch um die Jahrhundertwende beliebt.

Noch bequemer hatte man es, wenn man die kranken Kinder einfach zwischen den Sprossen einer Leiter durchzog. Wie A. Abschütz in der „Frankenwarte“ 1936 aus einem älteren Aufschreibebuch v. J. 1781 berichtet, war diese Kur in Burgsinn üblich, wenn die kleinen Kinder das „Herzgespann“ hatten; darunter verstand man dasselbe Krankheitsbild, das wir bereits unter der Bezeichnung „die Kinder sind angewachsen“ kennen gelernt haben. Dr. Jacob Theodor gen. Tabernaemontanus (nach seiner Heimat Bergzabern) beschreibt in seinem „New vnd vollkommentlich Kreuterbuch (Frankfurt 1691) den Zustand so: „ein Zittern oder Klopfen des hertzen vnd der brüsten, so man an den Kindern Hertzgespan nennet, also daß ihnen das Hertz stätigs bochet und dieselben geängstigt werden durch Hercheln vnd Rosseln“. Man dachte sich dabei, daß sich die Herzbänder hemmend und spannend vor die Rippen legen. Das Heilverfahren ging so vor sich: Eine Frau schob das Kind zwischen zwei Sprossen hindurch mit den Worten: „Hast du das Drücken und das Herzgespann,“ worauf ein Mann an der andern Seite der Leiter den kleinen Patienten in Empfang nahm und dabei sprach: „So bin ich derjenig Mann, der dir helfen kann.“ Dies geschah dreimal unter Anrufung der drei höchsten Namen; zuletzt wurde dem Kind ein Kreuz über die Brust gemacht.

Neben den „ungebohrten“ Baumlöchern und den beschriebenen Ersatzrichtungen dienten auch natürliche Felsspalten und Steinhöhlungen solchen Heilbräuchen. Im benachbarten Thüringen gilt das Durchkriechen von Felsspalten bei Gera als heilsam für Knaben. In der künstlichen Höhle des Veitensteins, einem vorchristlichen Kultplatz, hat Karl Spiegel einen „Heilschlupf“ festgestellt. In Unterfranken sind noch zwei Steine bekannt, in deren Höhlungen die Leute ihre kranken Finger stecken, nämlich der „Warzenstein“ bei Morlesau und der „Tränenstein“ bei Untereschenbach, der eine ovale Aushöhlung hat, in der immer etwas Wasser steht; hat nun jemand Warzen oder Geschwüre an Hand oder Fuß, so steckt er den kranken Körperteil in diese hohle Stelle, die der glatte Feldstein in der Mitte aufweist.

Schließlich hat die Volksfrömmigkeit die ihr vertrauten Schlupfvorrichtungen auch in den kirchlichen Bereich gebracht, wo sie bis weit ins vorige Jahrhundert hinein benutzt wurden, so auf dem Kirchberg bei Volkach und zu Walldürn, wo die Wallfahrer beim Umschreiten des Altares zuletzt durch einen niederen Gang wieder nach vorne kamen. Unter dem Bogen einer Marter bei Pfaffendorf krochen die Rhöner, die auf der Wallfahrt nach Vier-

zehnheiligen vorbeizogen, in langer Reihe durch. Kurat Frank erwähnt in den „Deutschen Gauen“ 1937 zwei „Schlupfaltäre“ aus Unterfranken, nämlich den Altar in der Kiliansgruft zu Würzburg, der früher zwei runde Öffnungen hatte, in die Leute, die mit Kopfweh behaftet waren, ihre Köpfe stecken konnten. Auch in Amorbach war ein Altar mit einer Öffnung, die diesem Zwecke diente.

Am bekanntesten aber war in dieser Hinsicht das Grab des Hl. Otto, Bischof von Bamberg 1102 – 1139; das Kriechen durch den darin vorhandenen Durchschlupf sollte nach landläufiger Meinung Heilung von Kreuzweh oder Zahnweh bringen. Peter Schneider, der im 75. Bericht des Historischen Vereins Bambers im Zusammenhang mit dem Ottograb auch auf diese Dinge aufmerksam gemacht hat, meinte dazu: „Das Ottograb ist nicht nur die Gedenkstätte eines hervorragenden Kirchenfürsten, es ist auch der bedeutendste „hohle Stein“ Deutschlands. Wer diesen hohlen Stein durchkriecht, übt wie die alten germanischen Väter eine Sitte, die wohl bis in die Kindertage der Menschheit hinaufreicht. Aber er braucht sich dabei nicht den Vorwurf atavistischen Aberglaubens zu machen: denn er wird es ja wohl tun mit einem christlichen Gebet auf den Lippen und im Vertrauen auf die hilfreiche Fürbitte der Heiligen.“

Der Brauch des Durchkriechens ist weit verbreitet und reicht in urtümliche Zeiten zurück. Als Reinigungszeremonie war er den antiken Völkern bekannt. Als Heilritus ist er tausendfach nachgewiesen. Er gründet sich eben auf eine ursprüngliche Vorstellung, die allen Naturvölkern gemeinsam ist. Beim Schlüpfen durch den engen Spalt streift man alle Fehler und Mängel ab und kommt wie neugeboren aus dem Loch des Deihbaumes oder dem Schoß der Mutter Erde wieder heraus. Dazu gesellt sich (nach Jacob Grimm) der Gedanke an die Übertragung der Krankheit auf den Baum und an die Überleitung der Kraft des Baumes auf den kranken Menschen.

Wenn man bedenkt, daß der hl. Eligius bereits im 7. Jahrhundert gegen diesen heidnischen Brauch im Frankenreiche gepredigt hat und im 11. Jahrhundert Burchard von Worms die abergläubische Sitte der Frauen, ihre kranken Kinder durch Erdlöcher zu ziehen, rügte, so muß man sich wundern, daß der urtümliche Heilbrauch bis in unsere Tage lebendig geblieben ist.

Aufrichtige Glückwünsche, erst jetzt, aber nicht weniger herzlich!

Am 21. April feierte Beiratsmitglied Dr. Fritz Heeger seinen 70. Geburtstag. Er wurde zu Landau in der Pfalz als Sohn des Gymnasialprofessors Gr. Georg Heeger geboren. Nach dem Besuche des Gymnasiums in seiner Vaterstadt und später in Kaiserslautern kam er als angehender Medizinstudent nach Würzburg, als sein Vater im Jahre 1912 Rektor am Realgymnasium wurde. Nach Rückkehr aus dem Weltkrieg setzte er hier sein Studium fort und beendete es 1920 mit dem Staatsexamen und der Erlangung der Doktorwürde. Nach langjähriger Tätigkeit im Rheinland kehrte er 1932 nach Würzburg zurück und ließ sich als praktischer Arzt nieder. Am 16. März 1945 verbrannten mit all seiner Habe auch seine reichhaltige Bücherei und seine volkskundlichen Sammlungen, vor allem ein druckreifes Manuskript „Der Sagenschatz von Würzburg und Umgebung“, das er mit Karl Spiegel zusammen erarbeitet hatte. Nach Rückkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft gelang es ihm, seine Praxis wieder aufzubauen und seine volkskundlichen Studien fortzusetzen.

Denn neben seinem Arztberuf widmet sich der Jubilar von Jugend auf auch der heimischen Volkskunde, die ihm wie eine liebe Freundin durchs Leben geleitet.